



Um ein Heim.

Roman von D. Gerard.

Genehmigte Uebersetzung von A. Geisel.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Dollen Sie damit sagen, daß mir nichts — gar nichts zufällt?" Verehrtes Fräulein... Es ist nicht meine Schuld. Gott weiß, daß ich's nur mit tiefstem Bedauern ausspreche..."

Ungeduldig hob die junge Dame abwehrend die Hand. „Ich beanpruche keineswegs, bedauert zu werden, ich bat nur um eine Erklärung der mir unverständlichen Tatsache.“

Die beiden Persönlichkeiten, welche die obigen Worte wechselten, befanden sich in einem hocheleganten Salon. Die junge Dame war in tiefe Trauer gekleidet, hübsch, mit leuchtenden Augen und einer wunderbar frischen Gesichtsfarbe. In dem olivenfarbenen Blüschjessell sah ihr ein ältlicher kleiner Herr gegenüber mit schwarzblitzenden klugen Augen, aber mit einem Ausdruck unbehaglicher Verlegenheit auf seinen verwiterten, farblosen Hügen.

„Diese Erklärung läßt sich in fünf kurze Worte fassen,“ sagte der kleine Herr jetzt gedrückt. „Es ist kein Testament vorhanden.“

„Und demzufolge?“

„Erben die nächsten Verwandten des Verstorbenen alles.“ „Da Sie, liebes Fräulein, in keinem Verwandtschaftsverhältnis zu der Erblasserin standen, hätte nur eine letztwillige Verfügung Ihnen etwas zuwenden können.“

„Und eine solche Verfügung ist also wirklich nicht vorhanden?“ frag das junge Mädchen hartig und ungestüm. „Vielleicht haben Sie nicht genau nachgesehen? Es muß sich doch etwas derartiges finden!“

Der kleine Herr richtete sich so steif als möglich auf und entgegnete fast mitleidig: „Mein liebes Fräulein, ich wäre ein schlechter Advokat, wenn ich diese nächstliegende Pflicht nicht ordnungsgemäß erfüllt hätte. Ich war seit Jahren der Rechtsbeistand und Sachwalter Ihrer hochverehrten Pflegemutter; ihre familiären Papiere und Urkunden waren meiner Sorgfalt anvertraut, und Sie selbst, liebes Fräulein, waren Zeugin der eingehenden Prüfung des Inhalts der Kassette, welche

ich vorhin vornahm. Das Ergebnis war leider völlig negativer Art,“ schloß der kleine Herr seufzend, indem er angelegentlich seine schwarzen Glacés betradete.

„Und dennoch muß ein Irrtum vorliegen. Ich kann und will nicht glauben, daß es die Absicht der Baronin war, mich so völlig dem Nichts gegenüber zurückzulassen,“ murmelte das Mädchen mit einem ratlosen Blick ins Leere.

„Gewiß nicht!“ rief der kleine Herr lebhaft. „Meine hochverehrte verstorbene Klientin sprach öfter davon, daß sie eine Verfügung treffen wolle, die Sie als Universalerin einsetze, allein ich

vermutet abgerufen wurde. Mit welchem Recht hätte ich in sie dringen können, liebes Fräulein?“ „Aber wenn die Absichten meiner Pflegemutter, meine Zukunft sicherzustellen, vorhanden waren, müßten sie sich auch ohne Testament zur Ausführung bringen lassen, sollte ich denken,“ äußerte das junge Mädchen halb fragend.

Der Advokat mußte an sich halten, um nicht zu lächeln ob der Naivität der jungen Fragestellerin. Dann sagte er mit einem Gemisch von Ueberlegenheit und Mitleid: „Mein liebes Fräulein, das Gesetz kümmert sich niemals um Absichten. Es hält sich einzig und allein an den Buchstaben, und das ist durchaus in der Ordnung. Ein Testament, welches die möglichen Absichten der Verstorbenen zum Ausdruck bringt, ist nicht vorhanden, und so fällt der ganze Nachlaß an die Blutsverwandten der Erblasserin.“

Unter dem jäherzlichen Blick der großen braunen Augen wurde es dem Advokaten entschieden unbehaglich. Und als die junge Dame jetzt leise murmelte: „Das ist eigentlich grausam,“ mußte der Sachwalter dieser Neußerung, fast gegen seinen Willen lebhaft beistimmen. „Ja, es ist grausam,“ bestätigte er mit trübem Blick.

Die junge Dame beachtete seine Worte nicht. Sie war ans Fenster getreten und blickte hinaus in den leuchtend hellen Sommertag, der so gar nicht im Einklang mit ihrem Geschick stand.

„Wer erbt denn alles?“ frag das junge Mädchen nach kurzem Schweigen mit etwas müder Stimme. „Eine Cousine der Verstorbenen — eine entfernte Cousine — nähere Blutsverwandte sind nicht vorhanden. Es ist eine in Norddeutschland lebende Dame, eine Frau von Helmbach.“

„Kennen Sie die Verhältnisse, in welchen sie lebt?“ „Ja, so ziemlich. Das Erbe wird der Dame sehr willkommen sein. Herr von Helmbach ist zwar im Staatsdienst und hat ein verhältnismäßig auskömmliches Gehalt, aber auch eine große Familie. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß Frau von Helmbach, wenn sie von den Absichten der Verstorbenen erfährt, sich großmütig erweist und etwas für Sie, mein liebes Fräulein, tut; aber Leute mit acht Kindern sind im allgemeinen selten so großmütig, und so werden Sie am besten tun, sich in dieser Hinsicht keinen übertriebenen Hoffnungen hinzugeben.“



Die feierliche Einholung des neuen Kardinals in Köln.

Der zum Kardinal ernannte Erzbischof Dr. von Hartmann in Köln wurde bei seiner Rückkunft aus Rom durch die kirchlichen und städtischen Behörden der Stadt Köln eingeholt und nach dem Dom geleitet.

konnte sie nie dazu bewegen, diesen Voratz auszuführen. So oft die Rede auf diese Angelegenheit kam, wußte die Baronin den Gesprächsgegenstand zu wechseln. Für sie, wie für viele Leute, die ich kenne, hatte die Abfassung eines Testaments unangenehme Nebengedanken an Tod und Begräbnis im Gefolge, und daß die Verstorbene sich unangenehme Gedanken lieber fernhielt, wissen Sie, liebes Fräulein, ebenjogut wie ich; es war dies eine von ihren Eigentümlichkeiten. Nicht daß die Dame meine mehrfachen Hinweise auf die Sache abgelehnt hätte, sie schob die Ausführung nur immer wieder hinaus. Besonders dringlich schien die Angelegenheit ja auch nicht; die Frau Baronin war allerdings leidend, allein sie gehörte doch dem Anschein nach zu den Persönlichkeiten, die trotz aller möglichen kleinen Leiden erfahrungsgemäß ein hohes Alter erreichten, und sie hatte kaum das mittlere Lebensalter überschritten, als sie so un-

„Oh, Sie dürfen ohne Sorge sein!“ rief das junge Mädchen hastig. In diesem Fall um Unterstützung bitten, wäre schon mehr Bettelei, und darauf verstehe ich mich einzuweisen noch nicht. Und daß die Erbin arm ist, erleichtert mir die Sache entschieden. Ich gönne ihr und ihren acht Sprößlingen das Erb von Herzen. Wenn ich nur gleich wüßte, was ich anfangen könnte. Sie hätten wohl auch keinen Rat für mich, wie?“

Leider nein, liebes Fräulein. — „Ich werde Ihnen ja sehr gern behilflich sein, mit Rat natürlich,“ fügte der vorstichtige Advokat hinzu, damit die junge Dame nicht etwa auf den Gedanken kommen könnte, er sei zu materieller Unterstützung bereit.

„Um, ja — nun, ich muß vor allem meine Gedanken sammeln. Es ist alles noch zu neu und zu überragend für mich.“

„So werde ich mich einzuweisen empfehlen, liebes Fräulein,“ sagte der Advokat eifrig.

Er hatte schon längst wie auf Kohlen geessen, denn er fürchtete, die junge Dame könnte in Tränen ausbrechen, und er wünschte sehnlichst, sie möge damit warten, bis er sich entfernt hatte. Mit zwei Schritten war er an der Türe. Im Begriff, sich zu entfernen, fiel ihm indes noch etwas ein, und so sagte er einbringlich:

„Was die Verstorbene Ihnen an Geschenken gegeben hat, liebes Fräulein — Schmuck und Toilettegegenstände und dergleichen — ist und bleibt Ihr unbestreitbares Eigentum. Und nun leben Sie wohl!“

Das junge Mädchen erwiderte die Abschiedsbezeugung des kleinen Advokaten mit einem müden Neigen des Kopfes, dann schloß sich die Türe hinter dem Redtsgelehrten. Jedoch im nächsten Augenblick steckte der Herr nochmals den Kopf herein und fragte besorgt:

„Fräulein Klara, soll ich Ihnen nicht vielleicht lieber Ihr Kammermädchen schicken?“

„Ach nein — um keinen Preis,“ entgegnete die Angeredete hastig. Und als sie sich nun endlich allein sah, murmelte sie mit bitterem Aufschrei vor sich hin: „Der Gedanke, mir das Mädchen schicken zu wollen! Wie meine Verhältnisse sich jetzt gewandelt haben, bin ich wahrscheinlich eher in der Lage, selbst eine Stellung als Kammermädchen annehmen zu müssen, als die Dienste eines solchen zu beanspruchen.“

Eine Weile verbarste das junge Mädchen regungslos. Dann hob es die Augen und ließ seinen Blick wie träumend über die reiche Ausstattung des großen Gemachs gleiten — worauf es die Hände vors Gesicht schlug und bitterlich aufschluchzend schloß: „Ich möchte wissen, ob's in der ganzen weiten Welt jemand gibt, der so arm und verlassen ist, wie ich?“

Klara Wood, so hieß das junge Mädchen, hatte nicht so unrecht mit ihrem verzweifeltsten Ausruf. Obgleich es in Wien zahllose geistreichere Existenzen gab, so hatten doch die wenigsten vorher gewissermaßen so auf der Höhe des Glückes gestanden wie sie, die jetzt so verlassen war.

Allerdings hatte das Mädchen bereits vor 12 Jahren ein noch viel schrecklicheres Ereignis erlebt, allein damals war es kaum acht Jahre alt gewesen, und Kinder vergessen rasch.

Die Gaslampen hatten hell gestrahlt, die Beifenden hatten lustig geknallt, und der große Zirkus war bis zum letzten Platz gefüllt mit fröhlichen, gepuderten, lustigen Menschen. Klara gehörte an diesem Abend nicht zu den in der Arena Beschäftigten, wenn sie auch schon seit zwei Jahren auftrat und mit Bravour und Grazie durch große Papierstreifen sprang. Mit anderen zur Truppe gehörigen Kindern hinter dem schweren Vorhang stehend, der den Eingang zur Arena verkleidete, hatte sie mit bewunderndem Stolz die Darbietungen des Jockeireiters in gelben Trikots und scharlachroter Jacke verfolgt. Ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten freudig, wenn der Bei-

fallsturm, der jede Leistung des allbeliebten Reiterkünstlers begleitete, immer aus neue anschwellte. Der Jockeireiter war Klaras Vater, und jedem im Hause hätte die Kleine jubeln mögen: „Seht ihn euch nur ordentlich an, meinen Papa! So gut wie er kann kein anderer reiten, nicht wahr?“

Klara fühlte sich als Tochter eines Phänomens hoch erhaben über alle Altersgenossinnen, und Martin Wood war entschieden ein Zirkusphänomen. Er schien wie mit seinem Pferde verwachsen, auf geatmetem wie auf ungesatteltem Pferde wurden seine Leistungen von keinem erreicht. Heute abend zumal übertraf er sich selbst. Immer waghalfter wurden seine Darbietungen, und jede neue Leistung entfesselte neue Beifallsstürme ...

Und dann urplötzlich schwieg die Musik — anstatt des rauschenden Beifalls erscholl Kammergeschrei, und als Klara erschrocken umherblickte, sah sie ein reitendes Pferd durch die Arena stürmen, während eine lebendige Mauer von Menschen ein unsichtbares Etwas am Boden der Arena umgab. Wie die Kleine sich auch hob und streckte, sie vermochte nicht zu entdecken, was dies „Etwas“ war. Doch jetzt öffnete sich der Kreis, und auf einer Bahre wurde eine stille Gestalt, deren Gesicht mit einem Tuch bedeckt war, ins Freie getragen. Klara hatte gesehen, daß der schlaf herabhängende Arm der Gestalt einen scharlachroten Kermel trug. In diesem Augenblick erklang hinter Klara ein schriller Aufschrei, und als sie sich umwandte, sah sie ihre Mutter zu Boden stürzen, während der in zweifarbigen Tuch gekleidete Clown sich vergeblich bemühte, die Arme aufzuheben.

Dem schrecklichen Abend folgte eine ebenso schreckliche Nacht in dem kleinen Gasthause, welches die Familie Wood jetzt vierzehn Tagen bewohnte. Niemand bekümmerte sich um die arme Kleine, die schluchzend in einem Winkel der Küche kauerte, während fremde Menschen in dem Zimmer, in welches man Klaras Mutter getragen hatte, ein- und ausgingen. Klara hatte sich zuletzt in den Schlaf gewiegt. Als sie endlich fröstelnd erwachte, war es heller Tag, und vor ihr stand eine ältliche Frau, die sie ernst aber nicht unfreundlich bei der Hand nahm und die Kleine ins Zimmer führte, wo ihre Mutter weiß und regungslos auf dem Bette lag.

Wie die fremde Frau Klara flüsternd mitteilte, war die Mutter infolge des Schreckens gestorben. Sie wisse doch, schloß die Fremde mitteilend, daß ihr Vater beim Reiten den Hals gebrochen habe? Neben der toten Mutter lag ein kleines Kind mit wachschleichem Gesichtchen — ihr totes Brüdchen, wie Klara von der Frau erfuhr. Die Kleine fand es seltsam, daß alle tot waren — was dies Wort eigentlich bedeutete, begriff sie freilich nicht.

Am nächsten Tage erblickte Klara zum erstenmal das Gesicht ihrer näherigen Pflegemutter, der Baronin. Es war ein unbedeutendes, sehr gewöhnliches Gesicht, und doch war dessen Trägerin für die verlassenene Kleine augenblicklich ein reitender Engel. Sie beabsichtigte, wie man Klara gerührt mitteilte, die verwaiste, mittellose Kleine an Kindesstatt anzunehmen; sie würde sie nähren und kleiden, wahrscheinlich im Ueberfluß erziehen, da sie eine reiche, unabhängige Frau war, deren elegante Kleidung die Bewunderung von Klaras bescheidener Umgebung erregte.

Der Zirkus, zu dessen Mitgliedern die Familie Wood gehörte, hatte während der letzten vierzehn Tage in dem böhmischen Weltbadeort Vorstellungen gegeben. Beim Frühstück, in den Kolonnaden, beim Spiel auf der Wiese und bei Tisch sprach alle Welt von dem erschütternden Unglücksfall im Zirkus, der mit einem Schlag drei Leben vernichtet hatte. So hatte auch die Baronin Seufzer von dem Geschehnis erfahren. Im Anschluß an das Unglück war erzählt worden, daß das einzig überlebende Mitglied der Familie Wood, ein engschönes kleines Mädchen von acht Jahren, nun völlig verwaist und verlassen in der Welt liege, und diese

Verlassenheit hatte das Herz, vielleicht auch nur die rege Einbildungskraft der Baronin gerührt. Sie ließ Klara holen, und ihre auffallende Schönheit, ihre aschblonden Lockenhaare, die leuchtenden braunen Augen und die an den Hauch des Pfirsichs erinnernde zarte Färbung des lieblichen Gesichtchens sprachen mehr zu ihren Gunsten als ihr trauriges Gesicht.

Die Baronin hegte eine fast ehrfürchtige Bewunderung vor schönen Menschen, vielleicht infolge des Gegenatzes zwischen diesen und ihrer eigenen unbedeutenden Erscheinung. Der zuversichtliche Blick der großen braunen Kinderaugen tat's der Dame sofort an, und daß sich zu diesen braunen Augen lichtblondes Lockenhaar gesellte, entschied gewissermaßen über Klaras Zukunft.

Die häßliche Baronin war die einzige Tochter einer auffallend schönen Mutter gewesen. Diese selbst hatte der Tochter bei jeder Gelegenheit die mangelnde Schönheit vorgeworfen, aber es sprach für den Charakter der Tochter, daß diese mütterlichen Vorwürfe sie nicht verbitterten. Als reiche Erbin war sie viel umworben, und der Mann, den sie schließlich heiratete, würde wahrscheinlich nicht an sie gedacht haben, wenn sie eben nicht vermögend gewesen wäre. Mit dieser Heirat kam eine beglückende Hoffnung über sie: vielleicht bekam sie früher oder später eine Tochter, in der die Schönheit der Großmutter wieder aufleben würde! Aber diese Tochter blieb aus, und leider erwies sich die Ehe nicht nur in dieser Hinsicht als eine Täuschung für die Baronin. Der Baron besaß allerdings ein schönes Neuzere, allein sein Inneres entsprach diesem in keiner Weise, und so war seine Witwe nicht untröstlich, als er nach einigen Jahren starb. Dann starb auch ihre schöne Mutter, und nun stand die Baronin dem Leben ziemlich haltlos gegenüber. Sie wußte nie, was sie wollte. Daß sie ein Kind, ein schönes Kind annehmen sollte, war ihr schon öfter eingefallen, und doch hatte sie nie Schritte getan, um diesen Plan zu verwirklichen. Sie war eine träge Natur und fürchtete sich vor jeder Aenderung ihres Daseins.

Und nun stand da plötzlich wie vom Himmel gefallen ein Kind — ein auffallend schönes Kind — ohne jeglichen Anhang vor ihr! Der Baronin erschien die Verlassenheit Klaras wie ein Fingerzeig von oben, und am Tage nach dem Begräbnis der Familie Wood siedelte Klara in die Wohnung der Baronin über. Drei Wochen später war der Bubeaufenthalt beendet; die Baronin kehrte nach Wien heim, und Klara begleitete sie.

Eine formelle Adoption der kleinen Waise fand nicht statt. Klara wurde von der Baronin ihren Bekannten gegenüber als Pflegekinderchen bezeichnet, und dabei blieb es; auch ihren Familiennamen Wood behielt sie. Anfänglich schien alles nach Wunsch zu gehen, allein nachdem einige Jahre verstrichen waren, mußte sich die Baronin gestehen, daß nicht alles so ausgefallen war, wie sie's gehofft und erwartet hatte.

Zur Ehre der Baronin muß es gesagt werden: sie ließ Klara nie ahnen, daß sie an ihr eine Enttäuschung erlebt hatte. Wer hätte auch annehmen können, daß das aschblonde Haar sich allmählich dunkler färben und schließlich regelrecht braun werden würde? So schwand der entzückende Gegenatz zwischen Augen und Haar unwiderruflich: das früher apfelrunde Gesichtchen aber blieb apfelrund, was einer Achtjährigen entschieden besser steht als einer Achtzehnjährigen. Die frischen Lippen des Mundes waren wohl schön geschnitten, aber der Mund an sich erschien etwas zu groß, und die Nase war etwas breiter geworden, während die nach wie vor schönen, braunen, leuchtenden Augen, die früher so groß gewesen waren, jetzt klein erschienen. Aus dem auffallend schönen Kinde war ein mäßig hübsches junges Mädchen geworden von nur mittelgroßer, wenigleich im vollkommensten Ebenmaß gebauter Gestalt. Dies bedeutete eine Enttäuschung für die Pflegemutter, und so fühlten sich ihre Empfindungen für ihren Schützling unmerklich ab.

Die letzten Köffelberger.

Ergählung aus dem niederbayerischen Volksleben.
Von Lina Seidl.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der bisherige Verlauf des Romans.

Unser Roman führt uns auf den Hof des Köffelberger Bauern. Er hat seine Frau vor vier Jahren verloren und will wieder heiraten. Seine Tochter Kathi bittet ihn, es nicht zu tun, schon um seines Sohnes Bankrot willen. Er weist sie rauh zurück und geht das Aufgebot mit der Baugartner-Wabert stellen. Die Wabert hat eine Liebhaft mit einem armen Burschen Faber gehabt und ihn des reichen Bauern wegen aufgegeben. Beim Hochzeitsmahl erscheint Faber und wirbt ihr, Hinausgangommen; sie sollt ihm und verbrüht, ihn zu betrauten, sobald der Köffelberger tot ist. Die alte Wase, tröstet dertweil dabeim die unglückliche Kathi. Diese liebt den Wobbinder-Sepp, zweifelt aber, ihn zu bekommen, da er nur ein armer Späntersohn ist. Im Märgen wartet Bankrot auf Geld von seinem Vater, der es ihm verweigert, worauf er zu einem Wucherer geht. Der Köffelberger sieht bald ein, daß er mit seiner Heirat eine Torheit begangen hat. Wabert will nicht leben, daß der Bauer dem Bankrot Geld sendet und macht ihm eine Scene. Kathi verteidigt Bankrot gegen die Angriffe der Wabert. Der Bauer geht ins Wirtshaus und gerät bei der Heimkehr in den Rebel und ins Wasser. Der Wobbinder-Sepp findet ihn. Seine Mutter ist eine alte Liebe vom Köffelberger, sie liegt todfrank dantuehr und redet dem Bauern ins Gemüthe, weil er sie verraten hat. Der Köffelberger verbrüht, dem Sepp die Kathi zu geben und sagt es der Kathi bei seiner Heimkehr. Bankrot hat einen Gegner im Duell erschossen und muß fliehen. In Mauthberg feiern sie das Beteramentfest, der Köffelberger gehört zum Festkomitee. Auf dem Heimweg wird er von einem Burschen, der ihn für einen andern hält, hinterücks gestochen.

* * *

Na wart, — der hat die längst Zeit tangt, der Girgl, er steht ihm gut dafür! Da kann er ja seine Rache befriedigen, besser, als wie er es vermeint hat! Hollastra, dies wird was Gelegenes! Wenn er dem Girgl den Weg abpaßt auf dem Heimweg und ihm mit seinem langen Messer einen „Lupfer“ in eine „Narn“ *) gibt, nachher wird er ausgesprungen und ausgetanzt haben — sicherlich! Und der Kosl kann er durch diese Tat auch gleich eins verzeihen, dem Netterl, dem hoffärtigen! Damit sie weiß, warum sie ihn einen Flanten geheizen hat. Und was noch die Hauptfache gewesen ist: keine Gottige Seele hat ein Wissen gehabt drum, wer den Girgl gestochen hat. Kein Gerauf hat es gegeben, er selber hat sich nicht veründet damit, nicht im geringsten. Ist schon wahr, auf die Weise hat sich die Geschichte am allerschönsten füreinander bringen lassen!

Einen langezogenen Zucker tut er auf vor Freude über diese Erkenntnis, und erschredt fahren die in ihrem innigen Abschiedskusse Gestörten auseinander, doch ist es ihnen eine Veruhigung, daß in dem herrschenden Dunkel sie niemand erkannt haben wird.

Mitternacht ist schon längst vorüber, und das Wirtshaus hat sich nun so ziemlich geleert. Nur der Köffelberger in Gesellschaft des Komitees, der Baugartner-Girgl und einige wenige Kameraden des letzteren sind noch sitzen geblieben.

Für gewöhnlich war es ja nicht Girgls Sache, so lange im Wirtshaus zu bleiben, aber heute, wo ihm das Herz so voll Liebesglück war, heute durfte er schon einmal eine Ausnahme machen. Uebrigens hatte er schon vor ein paar Stunden, gleich nach Kossls Weggang, auch heimgehen wollen; doch wußten ihn seine Freunde daran zu verhindern. Sie wollten, da sie ja doch einen Weg hätten, gleich alle mitnehmen gehen.

„Behüt Dich Gott, Köffelberger, fürchtest Du Dich nit, so mutterfeienallein zum Heimgehen?“

„Wär schon schön, den kurzen Weg naus!“

„Na ja, sonst hätte ich Dich halt heimggeführt, verstehst mich?“

„Tut nicht not, getls Gott für Deinen guten Willen!“

Also verabschiedeten sich auch die letzten Festgäste untereinander vor dem Wirtshause.

Wieder wußten die angeheiterten Kameraden den Girgl vom direkten Nachhausegehen, in welchem Falle er die gleiche Richtung wie der Köffelberger einzuschlagen gehabt hätte, abzuhalten. „Rezt geht Du mit uns bis zum Abanöderhof, damit wir es sehen, wie dunnt sich der Abanödermichl anstellt, wenn er über die Hopfplanke steigen muß!“ antwierien die Burschen. „Nachher bringen wir Dich heim!“

Und der Girgl war es so zufrieden. — — —

*) Page = Fuß.

„Der Saffra kommt jetzt nimmer heut! Der kann doch nit hineingeheiratet haben ins Wirtshaus!“ schimpft der Kamelsberger-Kav, dem das Warten hinter der großen Hofelnußtaube am unteren Ende des Dorfes schon zu lange dauert, vor sich hin.

Endlich hört er Schritte. Das muß er sein! Er kann den Näherkommenden nicht gut sehen, weil es pechdunkel ist, aber der Größe nach muß es der Baugartner-Girgl sein. Zwar kommt ihm dessen Gang etwas schleppend und schwerfällig vor für einen jungen Burschen, aber wenn einer bis um 1 Uhr morgens im Wirtshaus sitzen bleibt, dann kann es schon passieren, daß ihm die Füße schwer werden, selbst wenn er noch ein junger Mensch ist, das weiß er nur zu gut von sich selber.

Da — wie ein Tiger auf seine Beute, stürzt der Kav sich nun auf den unmittelbar vor ihm Gehenden.

Ehe der Köffelberger — denn dieser ist das Opfer des Nachsüchtigen — weiß, wie ihm geschieht, hört er schnelle, fliehende Schritte; zugleich fühlt er, wie es ihm unheimlich warm das rechte Bein hinunterrieselt, und an einer Stelle des gleichen Oberchenkels fühlt er einen eigentümlich brennenden, zuckenden Schmerz.

„Meine liebe Frau — aus ihr's — ich bin gestochen!“ röhrt er aufs tiefste erschrocken auf, und in demselben Moment sinkt er zu Boden.

Doch hat er noch so viel Geistesgegenwart, einen gleich darauf mit leisen, tappenden Schritten näherkommenden Menschen anzurufen: „Kommt mir zu Hilf ... ich bitt Euch, um Gotteswillen ... bringt mich heim ... ich bin's ... der Köffelberger! Mich hat einer gestochen vorhin ... den ... Weg ... habens mir ... ab ... gepaht ...“

Dem hilflos Daliegenden wurde aber weder eine Antwort, noch die erbetene Hilfe zuteil. War doch der Auserufene der Täter selbst, der schnell noch einmal zurückgekehrt war, um das ihm in der Hektik und Aufregung entfallene Messer zu suchen.

Er sah jedoch bald ein, daß es bei der herrschenden Dunkelheit ein Ding der Unmöglichkeit war, das selbe zu finden. Auch gut! Wochte es liegen bleiben! Vielleicht war es ohnehin in die Hofelnußtaube gefallen; da könnte es Jahr und Tag liegen, bis es jemand fand. Und wenn es wirklich morgen schon gefunden werden sollte, dann brauchte ihm nicht angst zu sein, war es doch nur ein ganz gewöhnliches langes Messer, wie Duzend andere auch eins hatten. Davon, daß er der Täter sein könnte, hat kein Mensch eine Ahnung.

Das Lästigste und Verrgerlichste ist ihm nur grad das gewesen, daß er den Unrichtigen erwischt hat. Blut von der Kat! Aber dies hat er halt auch nit schmeden können, daß der Baugartner-Girgl heut auf dem drüberen Weg heimgegangen ist! Grad als wie wenn es dem Dackmäuser jemand gestekt hätt, was ihm bevorstehen wäre! Und der Köffelberger hat's entgellen müssen, soviel als er vorhin verstanden hat von dem Gewimmer. Kreuzgutenacht nochmal! Dies ist doch schon gewesen, als wie wenn's der Teufel geritten hätt!

Einen Augenblick, einen ganz kleinen, meint der Kamelsberger-Kav so eine Art Bedauern in sich zu spüren, und beinahe hätte er sich hinreihen lassen, dem Verwunderten helfend beizuspringen, aber gerade zur rechten Zeit befinnt er sich noch, daß der Köffelberger ihn vielleicht erkennen könnte, und dann wäre die Sache für ihn kritisch geworden, da er ja absolut nichts auf diesem Wege zu suchen hatte. Also ist es das beste, was er tun kann, er macht sich so schnell wie möglich aus dem Staub — jetzt kann er's ja doch nimmer anders machen.

Aber wie, wenn die Verwundung lebensgefährlich sein und der Köffelberger hier allein und ungeschützt zugrunde gehen sollte?

Ja, ja — nachher kann er ihm halt auch nicht helfen — das ist ihm dann fürs Sterben angerechnet. Da muß sich halt der Köffelberger denken, ob es jetzt ist oder später — sein härt's doch einmal müssen. Und — heiliges Kreuz! — Aber jetzt fällt ihm was ein! Wenn der Fall ein-

So sehr sich auch die Baronin bemühte, ihre steigende Enttäuschung niemals zum Ausbruch kommen zu lassen, so konnte sie sich doch nicht wärmer geben als sie empfand, und so blieben die Beziehungen zwischen Pflegemutter und Pflegetochter mehr oder weniger äußerlich. Klara wurde von den besten Lehrern aufs beste erzogen, gut genährt und reich gekleidet, allein damit hatte es auch sein Bewenden; innerlich näher kam sie der Baronin nicht.

Vielleicht erriet das heranwachsende Mädchen, welches eine scharfe Beobachterin war, daß es keine Wohlthäterin auf irgendeine Art enttäuscht hatte. Nicht daß Klara dadurch befümmert oder traurig gekümmert worden wäre, aber bei aller aufrichtigen Dankbarkeit, die sie für die Baronin hegte, hatte sie niemals für diese das Gefühl, welches sie den Eltern gegollt hatte. Je älter sie wurde, desto besser begriff sie, welche Vorteile ihr der gute Unterricht und das Aufwachen in einem feingebildeten, wenn auch niebeleren Familienkreise gewährt, und sie wußte diese Vergünstigungen, die ihr eine völlig fremde Persönlichkeit zugänglich gemacht hatte, nach ihrem vollen Wert zu schätzen, ohne lange darüber nachzugröbeln, ob sie dies alles nur einer augenblicklichen Eingebung, einer Laune verdankte.

„Sie hat mehr Kopf als Herz,“ seufzte die Baronin mitunter, wenn sie ihre Pflegetochter beobachtete — fragte sich aber nicht, ob sie's verstanden habe, eben dieses Herz zu wecken. Je älter Klara wurde, desto weniger vermochte die Pflegemutter sie zu verstehen. Die Baronin hatte die dunkle Empfindung, daß das Naturell des Mädchens dem ihren überlegen sei und es mit der Zeit ihrer Aufsicht entziehen würde, und auch diese Vermutung war nicht dazu angetan, sie der Pflegetochter näherzubringen.

Trotz alledem hatte die Baronin Eiferst nie daran gedacht, es Klara in materieller Weise entgegen zu lassen, da sie sich innerlich und äußerlich anders entwickelte, als sie's erwartet hatte. Der Gedanke, daß das junge Mädchen nach ihrem, der Baronin Tode, sozusagen auf der StraÙe stehen würde, wenn sie keine Vorkehrungen traf, wäre ihr schrecklich gewesen. Auf der anderen Seite aber war's ihr höchst unangenehm, an Testamentmachten, Sterben und Tod erinnert zu werden, und wenn diese Erinnerung trotzdem mitunter an sie herantrat, wies sie den ungebetenem Gast rauh ab. Sie war ja kaum vierzig Jahre alt, weshalb sollte sie da aus Sterben denken? Freilich, ihr verborbener Gemahl hatte schon mit neununddreißig Jahren der Natur seinen Zoll zahlen müssen — ein Schlagfluß hatte ihn hinweggerafft — aber derartige geschah doch nur ausnahmsweise! Eine geradezu kindische Scheu und Angst hielt die Baronin von allen Bekannten fern, in deren Familien ein Trauerfall eintrat, und ihr Kutscher hatte ein für allemal den bestimmten Befehl erhalten, jedem Trauerzug auszuweichen und schleunigst einen anderen Weg einzuschlagen.

Und dann war ihr Tod völlig unerwartet eingetreten. Die Baronin hatte sich nach ihrer Gewohnheit zum Mittagschlaf niedergelegt — dann hatte der Schlaf seinem stillen, ersten Bruder den Platz geräumt, und alles war vorbei.

Für Klara vermischten sich die Erinnerungen an das erste Mal, da sie allein und verlassen auf der Welt gestanden hatte, mit den Empfindungen, die sie beherrschten, als der Advokat ihr mitteilte, daß kein Testament vorhanden sei, und daß das Vermögen ihrer Pflegemutter an eine entfernte Verwandte falle. Im ersten Nummer war sie geneigt, ungerecht zu werden — sie sah nur die tiefen Schatten, die auf ihren Lebensweg fielen, und meinte, wenn sie vor zwölf Jahren daran gewöhnt worden wäre, auf eigenen Füßen zu stehen, würde es ihr jetzt nicht so schwer fallen. Aber dann sagte sie sich doch, daß es ein großes Glück für sie gewesen sei, diese zwölf Jahre unter sicherer Hut und Pflege gelebt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

treten tät, dann wär ja die Waberl Wittib! Mit einem Schlag! Und er — er wär die längste Zeit der „Plant“ gewesen — er würd Löffelberger Bauer! Nein, nein — da rührt er keine Hand nimmer — da hat ihm wohl der Teufel das Messer geführt — es hat rein sein sollen, daß er den Löffelberger erwicht hat für den andern.

Nicht achtend der sich wiederholenden, jedoch immer schwächer werdenden Hilferufe und des qualvollen Stöhnens seines Opfers reunt der Kav in mächtigen Sätzen querfeldein.

10. Kapitel.

Während der langandauernden Fahrt ist der Löffelberger-Banktratus aufs ängstlichste bemüht, sich jedem neugierig-schorschenden Blick zu entziehen, sich getraut er sich einmal, in einem der Wartesäle in aller Eile eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen.

Das Glück scheint dem Flüchtling günstig zu sein.

Ohne den geringsten Anstand kommt er bis Neuditting, von wo aus er den Omnibus bis zwei Stunden vor Raubberg benutzen kann.

Schon nähert er sich dem am Bahnhofs haltenden Postfuhrwerk, und erleidet glaubt er aufatmen zu dürfen, da er nach sehen kein bekanntes Gesicht unter den bereits im Wagen Sitzenden entdeckt. Jeder Bruststrapsen aber weicht aus seinem ohnehin schon bleichen Antlitz, als er sich mit einem Male angerufen hört:

„Jesseff na — dies ist ja gar der Löffelberger-Student! Grüß Dich Gott, Banktrazi! Ja, wo kommst denn Du her, mitten unter der Zeit? Willst leicht auch heimfahren?“

Statt in die ihm voller Freude entgegenstreckte Hand eines ihm nur zu wohl-bekannten, alten Viehhändlers aus Raubberg einzuschlagen, wendet er sich jählings ab und tut, als ob er wieder dem Bahnhof zu ginge.

Unter diesen Umständen darf er für keinen Fall den Omnibus benutzen. Der alte Schwäger, den er eben noch einsteigen gesehen, würde ihn durch seine vielen lästigen Fragen so sehr in die Enge treiben, daß er seine Angst und Verlegenheit unmöglich verbergen könnte. Lieber muß er den, wenn auch weiten Weg zu Fuß zurücklegen. Er kommt dann allerdings erst um Mitternacht, vielleicht noch später nach Raubberg, doch kann ihm dieses nur erwünscht sein, da er dann nimmer zu befürchten braucht, von irgendwem gesehen oder erkannt zu werden. Vielleicht wird dadurch, daß er des Viehhändlers lebhaftige Begrüßung nicht erwidert hat und den Omnibus nicht benutzt, der Mann wieder in seiner Annahme irre gemacht, was er ja auch bezwecken wollte.

Und in der Tat sollte Banktrazi zu seinem Vorteil operiert haben. Die Verblüffung des alten Mannes, welcher vorhin in dem dem Omnibus zustrebenden Passagier den Löffelbergererjohn erkannt zu haben glaubte, war grenzenlos. „Da muß ich mich doch rein verkauft haben an dem Menschen!“ brummt er ärgerlich vor sich hin, nachdem er unter Schnaufen und Husten seinen Platz im Fuhrwerk eingenommen hat. „Nein — aber so gleich, wie sich die zwei Leut einander sehen, etwas solches muß es nachher doch mit leicht wieder geben!“ meint der Zweifler, so halb und halb von seinem Irrtum überzeugt. „Zeh hab mich schon versehen, es ist doch nit anders! Dem wenn dies wirklich der Löffelberger-Student gewesen wäre, dann hätte er mir doch unbedingt Red und Antwort gestanden!“ beruhigt der Alte sich endlich. — — —

Eben verkündet es in langnachhallenden, dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde vom Raubberger Kirchturm, als der Löffelberger-Banktrazi sich dieser Ortlichkeit nähert.

Obwohl er nun bereits einen sechsstündigen Marsch hinter sich hat, schreitet er trotzdem noch recht rüstig aus. Nicht den Schatten einer Müdigkeit spürt er, es ist, als ob die Angst und die Furcht ihm besondere Kräfte verliehen hätten.

Nun mußte er aber etwas verzögern, gegen seinen Willen.

Aus dem großen Wirtshause traten noch einzelne verspätete Gäste, einer davon schlägt den gleichen Weg ein, den er zu nehmen hat.

Jetzt hieß es auf der Hut sein!

Leise und vorsichtig duckt Banktratus sich hinter der in unmittelbarer Nähe des Wirtshauses sich hinziehenden hohen und langgestreckten Kirchhofsmauer nieder, um hier, vor Entdeckung sicher, die Nachtwandler vorüber zu lassen.

Der Zufall will es, daß er gerade vor einer schadhafte Stelle des Mauerwerkes lauert, wo eine beträchtliche Lücke ungehinderter Einblick in die im gepenigenen Nachtdunkel daliegende Stätte der Ruhe und des Friedens gewährt.

Voll geheimen Grauens wendet er sich ab, doch ist es, als würden seine Blicke wie magnetisch zu

„Wer gab Dir das Recht, ein junges, blühendes Menschenleben zu vernichten?“

Und „Mörder — Mörder!“ tönt es im Chorus. Ginstig fällt es dem Schuldigen über den Rücken. Hörbar schlagen seine Zähne aneinander. Er will fliehen, doch verlagert die Füße ihm den Dienst — nach Hilfe will er rufen; aber die Zunge scheint ihm am Gaumen zu kleben.

Mein Gott, welche Strafe für seinen Leichtsin!

Bis jetzt hatte er vor lauter Fluchtgedanken noch keine Zeit gefunden, sich das Verabscheuungs- und Fluchwürdige seiner heutigen Tat so recht vor Augen zu führen. Nun aber sah er das Verbrechen vor sich in erschreckender, gräßlicher Klarheit. Konnte er diese Zeit seines Lebens wieder gut-machen? Konnte er den trauernden Eltern ihren einzigen Sohn, dem dieses war der von ihm Gestörte, wieder ersetzen? Nein, er konnte es nicht, und wenn er sein ganzes Leben dafür hingab! Nutzlos waren deshalb alle selbstquälereischen Gedanken und Vorwürfe. Hier hieß es handeln! Vielleicht konnte er in seinem späteren Leben noch einmal sühnen, wenigstens teilweise, was er bisher gefehlt.

Er faßte die besten Vorsätze dazu, und diesmal war es ihm ernst damit, das sühnte er. Er wollte auch seinem Vater die heiligsten Versprechen geben, und sein ferneres Leben sollte beweisen, daß es keine leeren Worte waren.

Aber die Mittel, um ein neues Leben beginnen zu können, mußte der Vater ihm an die Hand geben — um jeden Preis. Er wird es auch tun. Davon ist er fest überzeugt. Wenn es auch voraus-sichtlich einen harten Strauß kosten wird, im Stich wird sein Vater ihn nicht lassen.

Endlich hat Banktratus sich mit Aufbietung seiner ganzen Willenkraft so weit be-zwungen, daß er der törichten Furcht Herr werden und sich wieder auf den Weg machen kann.

Aber langsam geht's nun — arg langsam. Schwer und bleiern liegt's ihm in den Gliedern, und die Kräfte scheinen ihn nun mit einem Male verlassen zu haben. Gut,

daß er nur mehr ein kleine Stunde bis ans Ziel seiner Wanderung hat. — — —

Mit einem lauten Aufschrei fuhr die Löffelberger-Rathl aus ihren schweren Träumen empor. Sie sah bald ihren Vater, bald ihren Bruder in Lebensgefahr — ein hochaußsprudelnder Blutstrom vermischte sich mit einer ungeheuren Rauchwolke und wälzte sich auf sie zu und drohte sie zu ersticken.

Es ließ ihr keine Ruhe mehr, sie mußte sich überzeugen, ob der Vater schon daheim sei.

Zu diesem Zwecke begab sie sich in die elterliche Schlafkammer. „Waberl, ist denn der Vater alle-wohl noch nit daheim? Es ist ja schon bald drei Uhr in der Früh!“ stößt sie hastig und erschreckt hervor, als sie des Vaters Bett noch leer findet.

Unwillig fährt die laut schnarchende Löffelbergerin aus ihrem süßen, festen Schlummer empor.

„Zeh — Maria! Hat mich das Biezer erschreckt! Was hast denn Du umeinander zu geistern mitten in der nachtschlafenden Zeit?“

„Mir ist so viel angst um den Vater, weiß er noch nit daheim ist.“

„Jesseff — Jesseff! Da könnt ich auch noch danach tun! Der wird schon kommen, wann er sich genug gelassen hat!“, schnauzt die Bäuerin das bejagte Dirndl ab. „Geh hinein ins Wirtshaus und hol ihn Dir, wann Du so Zeitlang hast drum! Vielleicht merkt er auf sein g'schmerzes Dirndl besser auf, wie auf sein Weib!“, teilt sie in zorniger



Das neue Kurtheater in Bad Ems, ein prachtvoller Neubau nach den Plänen des Regierungsbaumeisters Virl, wurde dieser Tage mit einer Aufführung des Lustspiels „Wäberley“ und der „Niedermaus“ feierlichst eröffnet.

ber betreffenden Stelle gezogen. Und was er da ersah, das madt ihm die Haare sträuben und seinen ganzen Körper erzittern.

All die großen schwarzen, mitunter auch vergoldeten Kreuze, welche letztere nur durch einen ganz schwachen Schimmer erkennlich sind, all die Granitblöcke und Marmorsteine scheinen mit einem Male Leben zu bekommen. Sie verwandeln sich in lange, schattenhafte, unheimliche Gestalten, die sich einander die fleischlosen Hände reichen und einen tolln Reigen aufführen.

Und immer ärger, immerwirrender wird der Spuk, immer mehr werden der Gestalten ... Sie kommen alle, alle — auch die vom „Weinhaus“. Er kennt sie gar wohl. Hat er doch schon oft und oft, wenn er die unheimliche Stätte als Kind betreten, sich ängstlich an der Mutter oder seiner alten Base, der Lisl, Rock klammernd mit heimlichem Gruseln die Inschriften gelesen, welche auf jedem Lorenschädel angebracht sind und die sich nun wieder ganz deutlich von den kalkweißen Knochen abheben. Sie grinsen ihn mit ihren tiefen hohlen Augenlöchern und ihrem zahllosen Munde an und weisen mit knöchernen Fingern auf ihn ...

Inmitten all der Spukgestalten fällt ihm ein junger, kräftiger Mann auf mit einer kleinen, freisunden Wunde in der Brust, aus der noch das warme helle Blut sickert ... Und eine hohle, geisterhafte Stimme hört er fragen:

Erinnerung an ihre vergeblichen Bemühungen, den Bauern mit sich nach Hause zu bringen.

„Na, aber weißt, Wabel, es ist halt schon gar so auffallend spät heut,“ läßt die Kathl sich nicht irre machen. „Dies denk ich noch gar nie; nit einmal so lang als meine Mutter noch gelebt hat, daß er einmal so lang ausblieben wär. Es wird ihm doch in Gottsnaam nit passiert sein?“

„Ach was — Gerad dummes! Du hast lauter solche Ahnungen, solche einfältige! Möcht wissen, was ihm passieren könnt, den Katzenprung da raus! Geh zu, mach daß Du wieder in Dein Bett nein kommst; ist so bald zum Aufstehen, schaut der Tag schon beim Fenster rein! Von mir aus kann er ganz auch ausbleiben, der Dickhädel, der miserablige!“ schimpfte die liebenswürdige Gattin noch, indem sie sich nach der anderen Seite umdreht und wieder in die Kissen vergräbt.

Kopfschüttelnd und ärgerlich über Wabels rohe Teilnahmslosigkeit entfernt die Kathl sich wieder.

Sie kann ihre Unruhe nicht bemessen; ein so eigentümlich besonnenes, ein nicht zu sagen direktes Angstgefühl schmiert ihr die Brust zusammen. Nein — zu Bett geht sie nimmer. Schlafen könnte sie ja unter diesen Umständen doch nimmer. Sie bleibt wach; sie muß hören, wann der Vater heimkommt, und muß sich überzeugen, ob ihm kein Unheil widerfahren ist. Setzt kann er unmöglich mehr lange bleiben!

So — nun hat er's bald gewonnen, Gott sei's tausendmal gedankt! Nur noch die Wegkrümmung da vorne, und er ist am Ziel!

Erhöpft läßt der Köffelberger Pantroz sich auf einen großen, dicht am Wege stehenden Baumstumpf nieder. Er muß sich ein wenig ausruhen, wenn auch nur für ein paar Minuten.

Wie er es wohl am besten anstellt? Wenn er über die Holzplante gleich neben der kleinen Kottüre steigt? Da ist es am niedersten. Vom Hund hat er nichts zu befürchten; der kennt ihn sofort, wenn er ihm ein paar beruhigende Worte zuruft. Oder — oder — soll er doch nicht gleich direkt zum Vater gehen? Sollte er am Ende nicht besser seine Schwester, die Kathl, zuerst verständigen und dieselbe um ihre Vermittlung beim Vater bitten? Vielleicht wäre dieses so wie so besser, dadurch würde er ein klein wenig vorbereitet. Solch jämliche Schreden, wie er seinem Vater nun zu bereiten im Begriffe stand, waren schon oft von den nachteiligsten Folgen für die Betroffenen begleitet.

Wenn er dieses wollte, das heißt die Kathl zu seiner Vertrauten machen, dann brauchte er nur auf den hinter dem Hause stehenden Hollunderbusch zu klettern, von welchem Standpunkt aus er ganz gut an seiner Schwester Kammerfenster klopfen konnte. Nun, er wird sich's schon noch zu-rechtlegen, das kleine Stück Weg entlang, das ihn noch vom Köffelbergerhofe trennt. Auf keinen Fall darf seine Stiefmutter, die Wabel, etwas von seinem kurzen Herein erfahren, da wüßte sonst schon morgen früh das ganze Dorf davon. Lieber würde er, wenn dies die Notwendigkeit erheischen sollte, gar nicht ins Haus hineingehen, so gern er sich auch ein Stündchen ausgerubt und an einer Schüssel köstlicher Milch gelabt hätte, um für seinen Niedermarsch zur Bahn wieder neue Kräfte zu gewinnen.

Da — mit einem Male stolpert sein Fuß über etwas, das quer im Wege zu liegen scheint; beinahe wäre er hingefallen.

Seiner Mutmaßung nach muß dieses Hindernis ein Mensch sein: wohl ein Betrunkener.

Beim Scheine eines angebrannten Fündholzes kann er sich von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugen.

Ein ungewöhnlich großer, starker Mann ist's, der, auf dem Gesichte liegend, zur Hälfte von dem Gewebe einer mächtigen Faselnußtraube bedeckt, seine Füße quer über den Weg gestreckt hat.

„Geda!“ ruft Pantratus dem Daliegenden zu, ihn dabei am Arme rüttelnd, „laßt doch wenigstens den Weg frei, wenn Ihr durchaus glaubt, im Freien schlafen zu müssen!“

Schwer fällt der Arm des Mannes wieder zurüd, und zugleich fühlst Pantratz an seinen Fingern eine eigentümlich flebrige Flüssigkeit, in die er beim Versuch, den Betrunknen wach zu rütteln, gegriffen haben mußte.

Nun brennt er ein zweites Streichholz an.

„Heiliger Gott! Das ist ja Blut! Beim näheren Hinzusehen wird er denn auch gewahr, daß der Mann in einer ungeheuren Blutlache liegt.“

Du lieber Himmel, da hatte er es nach Umständen mit einem Toten zu tun!

Grauvolles Entsetzen schüttelt ihn, und schon will er so schnell als möglich von dem unheimlichen Orte fliehen, doch steigt im letzten Augenblick das Mitleid über die Furcht.

Er will sich erst vergewissern. Vielleicht ist das Leben doch noch nicht ganz entflohen, vielleicht kann er dem Arnen irgendwie eine Hilfe angedeihen lassen.

In erster Linie versucht er es deshalb, das Gesicht des Verunglückten nach oben zu kehren, was ihm nach einiger Mühe auch gelang.

Doch sieht er nun auf den ersten Blick, daß hier jegliche Hilfe zu spät ist. Mit weitausgeriffenen, starren, verlasten Augen sieht der Tote ihn an. Mit Augen ...

Ein schriller, markerschütternder Schrei durchzittert die Luft, und in namenlosem Schmerz wirft Pantratus sich über die Leiche seines ermordeten Vaters ...

Wie lange er, selbst bewußtlos, neben dem erstarrten Körper gelegen, hätte er nicht zu sagen vermocht. Erst die heraufsteigende Morgenröde weckte den jungen Mann wieder zum Leben.

Und mit dem wiederkehrenden Bewußtsein tritt ihm auch seine traurige Lage wieder vor Augen.

Das erste Gefühl ist Schmerz, wilder, verzweifelter Schmerz. Dann aber stürmen die Gedanken auf ihn ein gleich einem Wirbelwinde.

Welch schreckliches Verhängnis!

Was nun, was beginnen?

Nebst den quälendsten, vernichtendsten Selbstanlagen und der solternndsten Neue macht sich nun doch auch der Selbsterhaltungstrieb geltend.

Und der rät ihm zu fliehen, so schnell als möglich zu fliehen.

Davon, daß er jetzt noch auf dem Köffelbergerhofe Hilfe erwarten könnte, war keine Rede mehr. Denn die Kathl, die ihm ja gewiß von Herzen gern helfen würde, war dazu nicht in der Lage, seine Stiefmutter aber nicht willens.

Daß es so kommen mußte!

Fast will es ihm scheinen, als äße ihn ein Trugbild, ein böser, schwerer Traum. Hier, wo er Hilfe und Rettung zu erlangen hoffte, muß er nun gänzlich in den Abgrund der Trostlosigkeit und Verzweiflung gestürzt werden! Alle Teufel scheinen sich gegen ihn verschworen zu haben. — Hestet sich denn so schnell, so unheimlich schnell der Fluch der Sünde an des Menschen Ferse? Wenn er wenigstens seinem Vater noch die letzte Ehre erweisen könnte! Aber auch dieses ist ihm unter den obwaltenden Umständen verjagt. Wie er auch seiner armen, geliebten Schwester nicht beistehen kann in diesen ersten schweren Tagen! Wer weiß, ob die Häider nicht schon auf seiner Spur sind — er darf nimmer länger zögern.

Aber wohin? — An seine Flucht nach Amerika kann er nun nimmer denken, mit den wenigen Mark, die er nur noch in seinem Besitze hat, wäre dies ein mehr als waghalsiges Unternehmen gewesen.

Doch halt — nun kommt ihm ein Gedanke! Den muß ein guter Geist ihm eingegeben haben, trotz allem. Wie wäre es, wenn er über die ihm zunächst erreichbare österreichische Grenze ginge? Bis zur Grenzstadt Braunau waren es von Raubberg aus vielleicht sechs Stunden, die konnte er, wenn es sein mußte, noch zu Fuß zurücklegen. Allerdings war er mehr als ermüdet — allein Not kennt kein Gebot.

Mit raschem Entschlusse holt er aus seinem in der Brusttaische steckenden Etui eine kleine Schere

hervor und schneidet sich damit ein Büschel aus des Vaters Haaren, um wenigstens noch ein kleines Andenken an den teuren Verstorbenen zu besitzen. Diese unscheinbare Reliquie soll ihm ein Talisman auf seinem ferneren Lebenswege sein — sein Anblick und die sich hieran knüpfenden Erinnerungen sollen ihn von weiterem Leidsinn abhalten.

In der ängstlichen Hast, womit Pantratus das Etui aus der Tasche hervorholte, hatte er es nicht bemerkt, wie er auch ein Stück weißes Papier mit herausriß, das langsam zu Boden flatterte.

Nach einem letzten, innigen Kuß drückt er auf die bleiche Stirn des Dahingegangenen — noch einmal faßt er die festesten, heiligsten Vorätze, dann macht er sich entschlossen, wenn auch noch schleppenden Ganges auf den Weg.

Ob er wohl je noch in den Stand kommen wird, die guten Vorätze zu erfüllen?

Einen letzten, langen, wehmütigen Blick wirft er auch noch von der nun bereits erklimmenen Anhöhe zurück nach seinem Vaterhaus, das er in dem noch immer herrschenden Dunkel nur in unbestimmten Umrissen zu erkennen vermag.

Geradeso liegt nun seine Zukunft vor ihm: düster, dunkel, unbestimmt. Auf's neue droht ihn gänzliche Mutlosigkeit und Verzweiflung zu besellen. Wertwürdig, wie harte, unvorhergesehene Schicksalschläge einen niederschmettern und zermürben können, um so mehr, wenn sich, wie ihm, nirgends ein Halt und eine Stütze bietet.

Fast beneidet er jene Unglücklichen, die wenigstens im Gebet einen Trost finden. Ihn, der Religion, Gebet und alles, was damit zusammenhängt, seit seinen Studienjahren als eine lächerliche, gewohnheitsmäßige Farce zu betrachten gewohnt war, ist in der traurigsten Lage seines Lebens auch der Gebrauch eines so altbewährten Trostmittels, wie das Gebet eines ist, verjagt.

Grenzenlos war die Aufregung und der Schrecken, als am Montag morgen, noch ziemlich früh, zwei Holzarbeiter die Kunde nach Raubberg brachten, gleich außerhalb des Dorfes liegt ein toter Mann. Sie hörten ihn eben, als sie zur Arbeit ins Holz gehen wollten, aufgefunden. Scharenweise rannten die Neugierigen, allen voran das Ortsobershaupt und der Polizeidiener, der bezeichneten Stätte zu.

Und als es dann gar bekannt wurde, daß der Tote der Köffelberger-Bauer, und daß derselbe von unbekannter Hand ertrunken worden sei, da wollte das Hinzuströmen kein Ende nehmen, und die Ortsbehörde hatte alle Hände voll zu tun, um die allzu Neugierigen und Nachfrühen, von denen es ein jeder am besten und nächsten sehen wollte, hintanzuhalten.

„Da liegt ein Briefer!“ schreit man einer auf und will sich nach dem neben dem Ertrunkenen am Boden liegenden Kuverü bücken.

„Nix da!“ wird dem Dienstreisigen vom Polizeidiener gewehrt, „nix wird ang'rührt! Allesamt muß liegen und stehen bleiben, wie es ist, derweis bis das Gericht kommt!“

Das allererst ist jetzt einmal dies, daß es den Köffelbergerleuten zu wissen gemacht wird. Der Köffelberger Großtucht soll gleich augenblicklich zum Gericht reiten und soll auch gleich dem Studenten telegraphieren lassen, damit er schleunigst heimkommt!“ ordnet der Bürgermeister an.

Zwei der Umstehenden schicken sich an, die Befehle des Ortsobershauptes auszuführen und nach dem Köffelbergerhof zu gehen. Auf halbem Wege kommt ihnen die Köffelberger-Kathl entgegen, die es in ihrer Angst um den Vater nicht mehr zu Hause ausgehalten hat und nach dem so ungewöhnlich lange Ausbleibenden Umhau halten will.

„Na, da kommt ja so die Kathl daher; könnten wir's der auch gleich sagen; nachher brauchen wir nimmer so weit rauszugehen,“ meint der eine bei Anfrühtwerden des Mädchens. Sie fürchten ohnehin, während der Zeit irgend etwas Wichtiges, das sich am Schauplatz ereignen könnte, zu verjäumen. Und mit der charakteristischen Hast, womit man

mit einer brüthwarmen Neugierkeit jedem anderen zuvorkommen will, plagt der zweite Bote heraus: „Rath! — da vordershalb dem Holzbrunnerwall — bei der großen Hafelnußtauben liegt Dein Vater als Erstochener.“

„Mausstot ist er!“ fällt ihm der Erste in die Rede, um doch auch noch etwas von der Neugierkeit anzubringen. „Die ganze Nacht durch muß er schon so dorrliegen! Euer Großknecht soll gleich...“

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

Roman nach englischem Original bearbeitet von H. Seifel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Neundwanzigstes Kapitel.

Margaretes erster suchender Blick, als sie ins Vorderzimmer trat, galt Kirke; da sie ihn nicht sah, glaubte sie, sich getrt zu haben — doch nein — da lag ein Brief, den er vermutlich für sie gebracht. Noras Handschrift erkennend, schluckte sie leise auf, dann öffnete sie entschlossen den Umschlag, aus welchem außer Noras Zeilen noch ein zweites geschlossenes Schreiben fiel, welches sie einstweilen beiseite legte. Dann setzte sie sich ans Fenster und las, was Nora schrieb:

Benmor auf der Insel Wight, 24. 8. 18.
Meine teure liebe Schwester!

„Wenn Du diesen Brief liesest, vergiß alles, was in den letzten so traurigen Jahren geschehen ist — denke, wir seien wieder die glücklichen Kinder, die wir einst waren und die alles miteinander theilen. Ich soll Dich nicht aufregen und doch, wie kann ich's verschweigen, daß ich die glücklichste Frau auf Gottes weitem Welt bin. Was sagst Du zu der Neugierkeit, Liebling, daß Deine Schwester verheiratet ist? Seit fast drei Wochen bin ich das glücklichste Weib Georg Bertrams von St. Croix!“

Unserer Vereinigung stellten sich anfänglich Schwierigkeiten entgegen, die, wie ich später einseh, ich zum großen Teil selbst geschaffen hatte! Zum Glück wußte mein Gatte, obgleich ich seine erste Werbung zurückwies, daß ich ihn trotzdem liebte, und so versuchte er sein Heil zum zweiten Mal mit besserem Erfolg!

Und weißt Du, wie wir unser Glück danken? Dir ganz allein! Wäre ich nicht nach Aldborough gereist, um dort nach Dir zu forschen und hätte sich Georg nicht gleichzeitig dort aufgehalten, auch infolge von Umständen, bei welchen Du beteiligt warst, dann hätten wir uns vielleicht nie gefunden! Fräulein Hart mahnt zum Schluß — sie will auch noch eine Zeile beifügen! Nun alles weitere mündlich — übermorgen reise ich mit Georg nach London, um Dich zu uns nach Benmor zu holen — mein Gatte rechnet fest darauf, daß Du unsere Einladung annimmst. Auf baldiges Zusammenreffen, meine geliebte Schwester — ich habe noch eine ganz besondere Heberausung für Dich, die ich Dir mündlich mittheile. Mit herzlichem Kuß treu Deine Nora.“

Fräulein Harts' Zeilen waren kurz, aber sehr herzlich; sie schlug Margarete vor, nicht gleich zu Nora, deren Gatte ihr doch noch fremd sei, überzufiedeln, sondern bis zu ihrer völligen Kräftigung der Gast ihrer alten Erzieherin zu sein. Sie habe eine kleine Villa in Shanklin, gleichfalls auf der Insel Wight, gemietet und werde glücklich sein, sie dort gesundpflegen zu dürfen — übrigens sei die Villa nur einen Büchsenfuß weit von der Bertramschen Villa entfernt, und könnten die Schwestern sich täglich und stündlich sehen. Sie bitte nur um eine Zeile als Antwort und komme dann zugleich mit Nora nach London.

Die Hand mit dem Brief sinken lassend, blickte Margarete sinnend vor sich nieder; während sie selbst gegen das harte Schicksal getobt und gewüthet hatte, während sie durch Sünde und Schuld gegangen war, ohne ihr Endziel zu erreichen, hatte Nora sich still und geduldig gefügt, das Schwerste gelassen ertragen und schließlich, Liebe gegen Liebe tauschend, den Mann geheiratet, der Noel Warrens Vermögen besaß! War es die Strafe für ihre Schuld, daß sie gar nichts erreicht hatte?

Gar nichts? War sie nicht undankbar, und vergaß sie so völlig diese letzten Wochen, die ihr so viel stilles Glück gegeben? Nein — sie wollte demüthig sein und bekennen, daß sie weit über ihr Verdienst reich geworden war und — da klang Kirkes Schritt auf der Treppe und gleich darauf pochte der Seemann an ihre Thür und trat auf ihr Herein ungewiß ins Zimmer.

„Legten Sie den Brief auf den Tisch? Er ist von meiner Schwester — sie und meine alte Erzieherin kommen übermorgen hierher und sie werden Ihnen für Ihre Güte gegen mich so herzlich danken —“

„Ich verlange nicht nach anderer Dank,“ sagte Arnold Kirke; „was ich tat, tat ich für Sie und nicht für jene.“

Der Blick, mit welchem Kirke diese Worte begleitete, hätte Margarete zeigen müssen, wie es um sein Herz stand, wenn sie's nicht ohnedies gewußt hätte!

„Wenn Ihre Verwandten kommen, werden sie mit ihnen fortgehen, nicht wahr? Weßhalb auch nicht — hier ist's nicht schön.“

„Für mich gibt's keinen lieberen Ort,“ sagte Margarete sanft, „ich war hier so glücklich, wie nie zuvor.“

„Ich auch,“ murmelte Kirke leise. „Nicht wahr, wenn wir auch scheiden, werden Sie mich nicht vergessen.“

Margarete ward bleich. „Sprechen Sie nicht von Scheiden,“ bat sie dann, „einstweilen bin ich noch hier, und so Gott will sehen wir uns bald wieder.“

„Ist das Ihr Ernst, Margarete?“

„Mein heitiger Ernst; ich muß Sie nochmals wiedersehen und wäre es auch nur, um Ihnen die Geschichte meines Lebens zu erzählen — Sie haben ein Recht darauf, zu erfahren, wie es zuging, daß ich so tief sinken konnte.“

„Ich mache dies Recht nicht geltend,“ sagte Arnold hastig. „Sie sollen nichts aussprechen, was Sie an Ihr Gend erinnert.“

„Sie haben stets Ihre Pflicht getan,“ entgegnete Margarete ernst, „lassen Sie mich das gleiche tun. Und dann — es ist mir viel an Ihrem Urtheil und an Ihrer guten Meinung gelegen, aber einer Lüge möchte ich beides nicht verdanken.“

„Sie haben recht,“ sagte Arnold einfach, „aber was hindert Sie, mir schriftlich zu sagen, was ich erfahren soll?“

„Oh, wenn Sie das gestatten — wie gern! Nichts — nichts will ich verschweigen — jede Regung meiner Seele soll klar vor Ihnen liegen.“

„Und soll ich Ihnen meine Ansicht gleichfalls schriftlich mittheilen?“

„Nein, o nein — ich will mein Urtheil von Ihren Lippen hören — es in Ihrem Auge lesen!“ rief Margarete lebhaft; „heute über einen Monat finde ich mich wieder hier ein und dann sollen Sie mir sagen, was Sie von mir denken.“

„Wohlan — so soll es sein und jetzt leben Sie wohl — ich muß zur Stadt.“

Allein gelassen, schrieb Margarete rasch eine Zeile an Nora und an Fräulein Hart, und dabei fiel ihr der zweite Brief, den sie total vergessen hatte, wieder ins Auge. Das Schreiben war von dem alten Herrn Clore, ohne Anrede berührt er sofort das Thema, welches ihn veranlaßt hatte, den Brief zu schreiben.

„Mein lieber Pfennig ist wieder aufgetaucht,“ schrieb der alte Sonderling, „und wissen Sie, wo? Hinter zwei mächtigen Meßfässern an Bord eines

englischen Schiffes, welches von Hongkong nach London fuhr. Der Kapitän des Schiffes hieß Kirke; mein Sprößling lag ihm eine dramatische Geschichte vor, behauptete, er sei von den Chinesen um sein Hab und Gut geprellt worden, und da er völlig mittellos geworden, sei ihm nichts übrig geblieben, als sich heimlich auf die „Freiheit“ zu schleichen. Jeden anderen hätte man unfehlbar über Bord geworfen — da es aber Frank war, verhätschelte es bedauerte man ihn, und der Kapitän rechnete es sich zur Ehre, den schwer geprüften Landsmann umsonst nach England zu befördern. — Am Kap der Guten Hoffnung kam eine Dame an Bord — die Witwe eines reichen Pflanzers. Selbstverständlich verliebte sich die Witwe sofort in Frank, und jetzt ist er der Gatte einer Frau, die alt genug ist, um seine Großmutter zu sein, und so reich, daß er sich fortan seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Nichtstun widmen kann.

Sollten Sie bis heute noch nicht fertig mit Frank gewesen sein, dann öffnen Ihnen diese Zeilen doch wohl die Augen — danken Sie Gott, daß er Sie davor bewahrt hat, den Blag der Pflanzerswitwe vom Kap einzunehmen. Wie stets Ihr Clore.“

Das einzige, was Margarete an diesem Brief interessirte, war der Name Kirke — Frank war längst tot für sie.

Am nächsten Morgen schrieb Nora, sie werde am folgenden Tag bei Margarete eintreffen und später werde Fräulein Hart nachfolgen. Ein bequemer Wagen stehe bereit, um sie zur Bahn zu bringen, und Dr. Merrick hoffe das beste von dem Aufenthalt in Benmor.

Dreißigstes Kapitel.

Die erste Aufregung des Wiedersehens war vorüber, die Schwestern saßen Hand in Hand, glücklich, einander wiederzusehen.

Nach langem bereitem Schweigen endlich frug Margarete leise: „Du hattest mir noch etwas zu sagen, Nora?“

„Etwas? Ich habe Dir Tausenderlei zu berichten, mein Herzblatt.“

„Das meinte ich nicht — ich sprach von der überraschenden Mitteilung, die Dein Brief mir verhielt. Betrifft diese Mitteilung mich in irgendeiner Weise?“

„Ja, Margarete — hauptsächlich Dich. Du weißt doch, daß Georg seines Onkels Besitzthum in Essex geerbt hat — es heißt St. Croix und liegt nahe bei Norwich. Du schickst zusammen, Margarete — das Wiedersehen hat Dich doch angegriffen — willst Du lieber erst ein Weilchen ruhen, bevor ich fortfahre?“

„Nein, Nora, sprich nur weiter — später habe ich Dir auch eine überraschende Mitteilung zu machen.“

„Schön, also weiter im Text. St. Croix ist ein alter, teilweise verfallener Herrensitz; Georgs Onkel hat nur einzelne Räume bewohnt, da er früher nicht die Mittel besaß, um das ganze Schloß restaurieren zu lassen. Gleich nach unserer Trauung fuhrn wir nach St. Croix, wo wir einige Tage blieben, und Georg war glücklich, mir die Räume des alten Hauses zeigen zu können — es mutete mich an wie ein Gespensterloß im Märchen.“

„Nicht auch,“ murmelte Margarete leise, aber Nora verstand die Worte nicht und fuhr lebhaft fort: „Ich will Dich nicht mit der näheren Beschreibung der verschiedenen Zimmer langweilen, sondern gleich zur Hauptsache kommen. Im ersten Stockwerk befindet sich ein ungeheurer Bankettsaal, der seit vielleicht 50 Jahren nicht mehr benutzt wird und fast gar nicht möbliert ist — hier und da steht noch ein gichtbrüchiger Sessel und an den Wänden hängen schreckliche alte Bilder, aber das ist auch alles. Nurher dem riesengroßen Kamin, dessen jeweilige Heizung, wie die Haushälterin uns berichtete, Unsummen von Kohlen verschlang, befand sich noch ein antiker Dreifuß mit einem Kohlenbecken in dem Saal, und in diesem Kohlen-

Beiteres.

Praxis im Kleinen. Beter Wolf kommt in den Ferien aus der Jeneiser Universitäts zum Familienbesuch und erzählt ausführlich von seinen medizinischen Studien. Der siebenjährige Kurt fragt: „Kannst Du nun schon richtig kurieren?“ — „Nein, Kurieren, noch nicht. Aber ich siehe schon im Staatsexamen, und wenn ich das bestanden habe, dann bin ich fertiger Arzt.“ — „Aber nicht wahr, Wolf, kleine Kinder kauft Du doch schon jetzt kurieren?“

Das Gedächtnis des Störches. Die Aufnahmen in einer großen Berliner Filmfabrik sind beendet. Alles drängt sich um einen lebenden Storch, der so abgerichtet ist, daß er jedem auf Verlangen ein Bein reicht. Ein kleines, sechsjähriges Mädchen, das bei dem Film mitwirkte, läßt sich von dem Storch ebenfalls ein Bein reichen, dann läßt es freudestrahlend zur Mutter und ruft: „Mama, er hat mich wieder erkannt!“

Zur Maifäsezeit. Lehrer: „Wir kommen nun zu den Maifäsern! Hat nicht zufällig einer von euch einen Maifäser bei sich?“ — Schüler (fast einmütig): „Ja, ich, Herr Lehrer!“

Er weiß Bescheid. Der siebenjährige Max erzählt der Mutter vom Lehrer, daß er heute schlecht gelaunt gewesen sei. — Die Mutter sagt: „Gewiß hat ihn jemand geärgert.“ — „Nein,“ sagt Max, „er hat noch keine Frau.“

Verliebt. Bräutigam (zu der aug. erkälteten Braut): „Sogar Dein Husten klingt melodisch, Liebste — Hundelang könnte ich Dir zusören!“

Kafenerhoffblüte. Unteroffizier (zu einem Heutreten, dessen Gewehr sich vorzeitig entlud): „Jetzt steht der Kerl wieder da und macht ein Gesicht wie der Friedensengel, dem der Palmzweig losgegangen ist.“

Vorschau. Verleger (zum jungen Schriftsteller): „Ich kann Ihr Buch nicht drucken, das ist mir viel zu viel spiritistisch gehalten!“ — Schriftsteller: „Nein, erlauben Sie mir!“ — Verleger: „Gewiß... alle Augenblicke sind fremde Geister zitiert.“

Der Notausgang. Eine Baubetriebsgruppe gibt im Ort Theateraufführungen. Als das einzige hierfür geeignete Lokal wird der Speisenschuppen der Feuerwehr dazu ausgemietet. Doch verlangt die Polizei, daß dort auch für einen Notausgang gesorgt werde. Man bestimmt dazu die Seitentüre und bringt auf dieselben in aller Eile geschäftig noch eine entsprechende Aufschrift an, ohne sich darum zu kümmern, was etwa sonst schon dort steht. So lesen denn jetzt bei der Öffnungsvorstellung die teils erpauhten, teils vergnügten Zuschauer:

Notausgang!
Schlüssel beim Feuerwehrmann Schnadelbacher, Dudschgäßl 287/5.

Schnell begriffen. „Ich möchte Äpfel kaufen,“ sagte die junge Frau. — „Kochäpfel?“ — „Ich verstehe nicht recht.“ — „Wir haben zwei Sorten — zum Kochen und zum Essen.“ — „Ach so, ich möchte also die zum Kochen.“ Schiden Sie mir dann noch Kartoffeln, auch zum Kochen.“ („Blitz, Bl.“)

SOCIÉTÉ VINICOLE FRANCO-ALLEMANDE
m. b. H.

Import französischer Weine

Als Spezialität empfehlen wir:

1911er Bischofsheimer Naturwein	per Liter Mk. 0,95
1912er Obermoseler	„ „ 0,95
Tarragona (rot)	„ „ 1,25

in Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- u. Bordeaux-Weine

Narbonne	per Fl. Mk. 0,90
Fronsac Bordeaux	„ „ 1,-
1910er Château Laroche	„ „ 1,20
1909er Saint Seurin	„ „ 1,50
1905er Château Gazin Fronsac	„ „ 1,75

Mosel-Weine

1911er Obermoseler	per Fl. Mk. 0,90
1909er Remicher	„ „ 1,-
1906er Merler	„ „ 1,20
1910er Enkircher	„ „ 1,50

Rhein-Weine

1908er Gensinger	per Fl. Mk. 1,-
1911er Bingerter Kahlenberg	„ „ 1,20
1911er Niersteiner	„ „ 1,50
1910er Hallgartener	„ „ 1,75

In Groß-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gef. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Société vinicole franco-allemande
m. b. H.

Import französischer Weine, Berlin SW., Ritterstraße 50 a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862 und 11084.

An Metallbetten und Kinderbetten
pa. Qualität. Katalog. Fracht u. Verpackung frei.

Deutsche Metallbetten-Fabrik, Berlin SW. 29.

Oelkleider,
Gummimäntel-Pelerinen, Zeite, Säcke, Pläne, Rucksäcke, Arbeiter-Schladdecken, Kult- u. Pferde-decken, **Pferde-Geschirre** in allen Ausführungen, Seilwaren usw. Preisliste kostenlos.

C. Schönbohm, Brüel 1. M. 45.

Jede Frau
onduliert sich in wenigen Minuten mit meinem ges. gesch.

Ondulierapparat.
Wundervoller anhaltender Erfolg! Sicherster Schutz gegen Verbrennen der Haare. Preis 3 Mark. Porto 20 Pf. Nachn. 20 Pf. mehr.

Gg. Zelsler's Wwe., Forchheim, Bayern 250.

Sommersprossen
entfernt nur Creme Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch — es wird Sie nicht reuen! frko. M. 2,70 (Nachn. 2,95). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1889, 1904, 1910. beglaubigte Dankschr. besitzt hierfür nur d. Apotheke z. eisernen Mann, Strassburg 16 Eis.

Darlehn ohne Bürgen, Kautionsrücklag, evtl. sofort seit Jahren bestehende Firma Kleusach, Berlin 75, Zossenerstraße 27. Rückporto.

Echte Hienfong-Essenz
extrastarke (Destillat) 1 Dtz. Mk. 2,50, nur bei 30 Fl. Mk. 8,- franko. — Chemische Werke E. Walther, Halle a. S. Mühlenweg 20.

Gyllenhammars Patent Körner-Backfutter
(circa 100 Futterwerteinheiten) rein vegetabilischer und vegetabilisch-animalischer Kraftfuttermehl Marke „Göta“ Mischung sowie für Gross- und Kleinvieh aller Art haben sich laut vielen freiwilligen Fütterungstesten vorzüglich bewährt, und gelten unbestritten als die rentabelsten Futtermittel im Markt. Im Jahre 1912 wurden allein in Deutschland **800 000 Zentner** von Gyllenhammars Futtermitteln gehandelt. — Wo nicht von Händlern oder Genossenschaften erhältlich, wenden Sie sich an die General-Konzessionäre:

Alfred Kock & Co., Berlin-Charlottenburg und Bremen
für Ostelbien für das Gebiet westlich der Elbe.

75 000 Uhren!
Infolge d. Balkan-Krieges bin ich gezwungen, 75 000 Stück limit. Silber-Uhren mit vorzüglichem beständigem Anker-Remontoir-Werk in Rubinstein laufend, welche für die Türkei bestimmt waren, zum Spottpreis zu verkaufen: 1 Stück Mk. 3,-, 2 Stück Mk. 2,50, 5 Stück Mk. 1,50. 4 Jahre schriftliche Garantie. Risikoloser Umtausch gestattet oder Geld retour. Versand per Nachnahme.

Uhren-Centrale Simon Lustig, Neu-Sandez Nr. 810.

Garantie-Zöpfe
unverwundlich im Tragen, weil aus bestem Haar gefertigt. Stück 7,25, 13,50 und 20 Mk. franko Nachnahme. Kein Risiko. Umtausch oder Geld zurück. Glänzende Anerkennungen. Bitte etwas Haar als Probe einsenden. Versand diskret.

Haarversandhaus Stirnberg, Bielefeld 60.

Klischees in Autotypie und Strichätzung

Wilhelm Greve,
Graphische Kunstanstalt,
Berlin SW, Ritterstr. 50.

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dies Blatt zu berufen

Extra starke Hienfong-Essenz
A Dtz. M. 2,50, wenn 30 Fl. M. 6,- portofrei. Karmelitergeist A Dtz. M. 2,50, nicht austral. Encalypusöl A Dtz. M. 3,- große Flaschen. — Leistungsfähige Bezugsquelle für Thüringer med. Spezialitäten. Fabrik chem.-pharm. Präparate Louis Stanch, Königssee (Thür.) 35.

Magerekeit.
Schöne volle Körperformen durch unser Orient-Kraftpulver „Asteria“, ges. gesch. preisgekr. m. gold. Medaille. In 8-8 Woch. bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unerschüdl. Streng reell, kein Schwindel. Viele Dankschreiben. Kart. m. Gebrauchsanw. 2 M. 3 Kart. 5 M. Postanw. oder Nachnahme. Porto extra. D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., Berlin 52, Billowstr. 84.

Geld gibt ohne Bürgen, schnell, reell, fiktante Kautionsrücklagen, seit 1891 bestehende Firma **Schulz & Co., Berlin 110,** Streubergstraße 21. Rückporto.

Fahrräder
Marke Jagdrad
Elegant, solide, preiswert und gut.
K. Burgsmüller & Söhne, Hoff. in Krefeldsen (Ausz) A Nr. 618

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW. 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preußischen Wassergesetz
bearbeitet von
Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzupreisen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Korpulenz
ist schädlich und wird beseitigt durch unseren äußerlich anzuwendenden

Entfettungs-Creme.
Ein ideales Mittel, um lästiges, nicht gewünschtes Fett in kurzer Zeit zu entfernen. Vollständig unschädlich. Keine Diät. In Glasdosen pro Dose 5 Mark. Porto und Nachnahme extra. Diskret. Versand d. B. Steinaecker, Berlin-Friedenau 87, Stubenrauch Strasse 49.

Prachtvolle Uhr umsonst!
Senden Sie uns Ihre Adresse, wir senden Ihnen franko 25 Stück wunderschöne Schmucksachen. Verkauften Sie diese das Stück zu 20 Pfg. und senden Sie uns den Erlös von 5 Mark ein, so erhalten Sie sofort nach Eingang des Geldes eine gültige Remontoir-Uhr umsonst und franko, wofür wir 1 Jahr Garantie leisten. Kein Geld im voraus, nur Adresse senden. An Kinder wird nicht geliefert. Verkaufszeit 14 Tage.

Versandhaus Grabitz, Abt. 178, Berlin O. 27, Andreasstraße 89.

Verantwortlich für die Redaktion, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Gschloß, Reutl. — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Notationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW 68